

Überdies wurde in diesem Zusammenhang von einem seiner Schüler der Verdacht geäußert, dass sich der Bielefelder Meister deshalb so abfällig über den Kulturbegriff geäußert habe, weil dieser gewissermaßen in einem *Konkurrenzverhältnis zu dem überlieferten Gesellschaftsbegriff* stehe, den Luhmann als Grundbegriff seiner sozialwissenschaftlichen Systemtheorie bevorzugt hatte und den er systemtheoretisch zu reformulieren versuchte. Die von Autoren wie Dilthey, Max Weber und Tenbruck vorgenommene Verabschiedung des Gesellschaftsbegriffs zugunsten eines emphatischen Verständnisses von Kultur wurde also von Luhmann durch eine entsprechende Verabschiedung des Kulturbegriffs zugunsten seiner eigenen systemtheoretischen Gesellschaftstheorie beantwortet [...].« (Lichtblau 2002: 114f; Hervorhebungen se)

Die Konkurrenz um den Kulturbegriff manifestiert sich so als Konkurrenz um die adäquate (Selbst-)Beschreibung der Gesellschaft durch ihre entsprechenden Wissenschaften. In der Verknüpfung der Diagnose zur Konkurrenz des Wissens und der davon motivierten Wissenspolitik, wie sie Stehr oben gezeichnet hat, läßt sich eine weitere Differenzierung des Politikbegriffs in diesen Kontext einführen: Die »Politik des Wissens« am Ende des 20. Jahrhunderts benennt die spezifische soziale Praxis des *konkurrierenden Aushandelns von sozial gültiger Wahrheit über die Gesellschaft und deren Ordnung* (bzw. Organisation) qua spezifisch darauf zugeschnittenem Wissen – unter anderem im Modus der Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaft(en).

Festlegung der Forschungsperspektive: Positionswechsel

Nach der diagnostischen Einordnung der anfänglich irritierenden Phänomene als Zeichen für einen gesellschaftlichen Wandel des Wissens und seiner universitären Institutionen sollen im Folgenden die theoretischen Grundlagen, auf denen die Untersuchung aufbaut, und das methodische Instrumentarium, dessen sie sich bedient, vorgestellt werden. Wie Beck und Bonß dies für ihr Forschungsprojekt der »reflexiven Modernisierung« formuliert haben, versteht sich auch der folgende Forschungszugang als gleichermaßen »theorieorientiert wie experimentierend« (Beck/Bonß 2001: 50). Die Theorieorientierung basiert auf den oben eingeführten Diagnosen zum kritisch-fragilen und selbstreflexiven Charakter der Gesellschaft in der späten Moderne. Das Moment der institutionalisierten und prozeduralisierten Selbstbeobachtung verlangt entsprechend nach einem Theoriedesign, das sich auf die Herstellung und den Konstruktcharakter des als real Wahrgenommenen konzentriert. Mit der Wahl von Michel Foucaults Diskurstheorie soll dem Rechnung ge-

tragen werden. Das Experimentelle der Methode ergibt sich aus dieser Theoriwahl: Foucault selbst hat wenig Angaben zu einer konkreten methodischen Operationalisierung seines gedanklichen Modells diskursiver Ordnungsherstellung gemacht. Ein solches muss dementsprechend am und im Bezug auf die je gewählte Fragestellung entwickelt sowie expliziert werden. Beides – die Theoriegrundlage sowie die methodische Operationalisierung – soll im folgenden zweiten Teil dieses Kapitels vorgestellt und begründet werden.

Revisited Evidence: Fragestellung, Blickrichtungen und Erkenntnisinteresse

Die im ersten Teil des Kapitels vorgestellten Grundlagen zur mehrfachen Infragestellung von »Kultur«, Geistes-, Sozial- und Kultur-Wissenschaft und des wissenschaftlichen Wissens verlangen methodisch gesehen nicht nur einen Blickwechsel sondern einen eigentlichen Positionswechsel. Nicht nur ein neuer Blick sondern eine neue – im Sinne einer »anderen« – Position für die folgende Untersuchung leitet sich aus der obigen Dekonstruktion unterschiedlicher Sicherheiten und Selbstverständlichkeiten ab. Das Erkenntnisinteresse und die davon angeleitete Perspektive bestimmen sich nicht mehr daraus, den Fokus auf die »richtige«, realitätsadäquate Definition von »Kultur« zu richten, die Geistes- und Sozialwissenschaften – und damit auch die Volkskunde – als zweifelsfrei legitime universitäre Institutionen zu reetablieren, die Volkskunde als die eine – weil »genuine« – Kulturwissenschaft zu legitimieren, oder den »objektiven« »Wahrheitsgehalt« von wissenschaftlichem Wissen erneut zu installieren.

Die andere, hier gewählte Forschungsposition beruht nicht auf einer Rekonstruktion ebendieser Evidenzen von wirklichkeitserfassenden Begriffen, von beweisbaren Legitimitäten und von objektiven »Wahrheiten«, sondern sie beruht ganz im Gegenteil auf deren analytischer Dekonstruktion. Das hat zur Folge, dass die im weiteren Verlauf vorgestellte Studie – wie es auch andere diskursanalytisch orientierte Forschungen bereits mehrfach formuliert haben (vgl. Sarasin 2001: 17f; Maasen 1998: 33ff) – weder eine Etymologie bzw. klärende Definition des Kulturbegriffs im Sinn hat, noch eine Fachgeschichte (oder Apologie) der Volkskunde (als »Kulturwissenschaft«) zu schreiben versucht (vgl. auch Hellduser/Schwierting 2002: 8). Demgegenüber orientiert sich das Vorhaben an den theoretischen Entwürfen von Michel Foucault, der sich anhand seines Diskursbegriffs dem Verstehen sozialer Wirklichkeit von einer anderen Seite genähert hat (Foucault 1997 u. 1998) und richtet die Per-

spektive auf die Ebene der Konstruktion (als Prozess und Produkt) von wissenschaftlichen und sozialen Selbstverständlichkeiten.

In seinem Entwurf einer grundsätzlich diskursiv geprägten Wirklichkeit hat Michel Foucault dargelegt, wie Wissen in komplexen Zusammenhängen von Sprache, Institutionen, AutorInnen und materiellen Medien der Vermittlung zustande kommt. Er hat dabei betont, dass »Wahrheit« (oder »wahres« Wissen) sich im und durch den Diskurs generiert (ebd.). Entscheidend für den Sinn und die Autorität des Wissens ist der gegenseitige Bezug von Äußerungen in einem spezifischen historischen und gesellschaftlichen Kontext aufeinander: Erst dadurch werden Äußerungen auch zu Aussagen und erhalten ihre Legitimität. Foucault verstand Wissen demzufolge grundsätzlich als »Positivität« (Foucault 1997: 183f), die in ihrer jeweils historisch manifest gewordenen Spezifik untersucht werden kann: Handlungen und besonders Sprechen zeigen ihre Form und ihre sinnhafte Bedeutung auf der Ebene ihrer rein historischen Erscheinung. Es besteht keine Oberfläche der historischen Manifestation, hinter der sich die wahre und richtige Bedeutung verbirgt, das heißt, es gibt keine tiefere oder wahre Bedeutung *hinter* dem Gesprochenen, sondern im Erscheinen selbst produziert und strukturiert sich das Feld des Denkens, Sprechens und der darin generierten Wahrheit (ebd.). Entscheidend für das Wissen und dessen Sinn ist die Ebene der positiv wahrnehmbaren Erscheinungen von Aussagen, die miteinander ein Feld von Beziehungen und Kommunikationsmöglichkeiten etablieren. Das Kräfte- und Beziehungsfeld des Diskurses materialisiert sich durch die darin gemachten Aussagen. Auch hier findet Foucault seine ganz eigene Definition dessen, was mit Aussage gemeint ist und das sich nicht mit dem deckt, was bisherige analytische Zugänge als Aussagen bezeichneten. Er grenzt seinen Begriff ab gegen ein Verständnis von »Aussage« als grammatikalisch bestimmbarer Satz, als logische Proposition oder als kommunikativ ausgerichtetem Sprechakt (vgl. Marti 1988: 41; Kögler 1994: 42; Foucault 1997: 117ff).⁶ Demgegenüber sieht Foucault Aussagen als Ereignisse innerhalb des Diskurses. Sie entstehen in der Beziehung und in Abhängigkeit zu und von anderen Äußerungen im gleichen Beziehungsfeld. Sie treten auf und erhalten ihre Aussagekraft ausschliesslich aus dem diskursiven Kontext. Nicht ihr Inhalt gilt als Referent für ihren Sinn, sondern dass sie im Zusammenhang mit anderen Äußerungen erscheinen und gemeinsam mit ihnen die Bedeutung des Ganzen schaffen. So gesehen definiert sich eine Aussage

6 Waldenfels votiert deshalb für eine andere Übersetzung von Foucaults ursprünglichem Begriff des »énoncé«. Statt von einer »Aussage« spricht Waldenfels deshalb vom »Äußerung(sgehalt)« (vgl. Waldenfels 1991: 285).

durch ihre (jeweilige) Funktion innerhalb einer diskursiven Formation. Die grundsätzliche Frage, die sich dadurch für die Analyse ergibt, ist also: »[W]ie kommt es, dass eine bestimmte Aussage erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle?« (Foucault 1997: 42) Welcher spezifische Sinn entsteht durch das Auftreten gerade dieser Zeichen- und Wörterfolge innerhalb eines sprachlichen Kontextes?

In dieser diskursiven Praxis entsteht ein Regulativ, welches die Ordnung jeden Diskurses herstellt (ebd.: 177 u. 241). Das Ziel einer diskursanalytischen Untersuchung konzentriert sich dementsprechend darauf, die Positivität der Aussagen, die jeweilige diskursive Praxis sowie die Ordnungsprinzipien und die normstiftenden Regeln des Diskurses analytisch zu beschreiben (ebd.). Diese spezifische Art der »Beschreibung«⁷ dient dazu, das Wissen und die damit etablierte Wahrheit seiner Evidenz zu entkleiden und sozusagen konträr dazu, die Konstruktion des Sinns (in seinen Bedingtheiten) transparent werden zu lassen.

Das Produktive an Foucaults Diskursentwürfen, die er über mehrere Jahre hinweg immer wieder überarbeitet und auch revidiert hat, bildet das Konzept einer historisch und gesellschaftlich situativ geregelten Herstellung von Wissen und Wahrheit. Gegen ein Verständnis von linear-kumulativem Erkenntnisgewinn gerichtet, der als fortschreitende Enthüllung von Wirklichkeit gedacht wird, hat Foucault ein Modell vorgelegt, wie Wissen aus konkreten Relationen und Abhängigkeiten diskursiv hergestellt wird und in diesem diskursiven Zusammenhang auch seinen Status als »Wahrheit« entwickelt. Er hat damit seit den 1960er Jahren gegen grundsätzliche, und damals wissenschaftlich fest zementierte Vorstellungen von »Geschichte«, »Wissenschaft« und »Literatur« angeschrieben. Die Konzepte von einer kontinuierlichen Entwicklung, von kumulativ und linear fortschreitender Erkenntnis, von hermeneutisch interpretierbaren Werken, die Autoren kraft ihres individuellen Schöpfergeistes geschaffen hatten, stellte er radikal in Frage. Die Suche nach dem »Sinn«, der jeweils als Klammer verschiedene Dinge zu einer Kategorie zusammenfasst, wollte er auf anderen, neuen Wegen angehen. Ihn bewegte die Frage nach der je spezifischen *Produktion* von Sinn – und damit auch von Wahrheit –, den bzw. die er in *ihrer historischen Gestalt* festmachen wollte. An die Stelle einer transzendenten, von indi-

7 Der Begriff der »Beschreibung« dient hier zur Verdeutlichung des diskursanalytischen Ansatzes, der sich in der Analyse und der anschließenden Interpretation grundsätzlich auf das Feld der tatsächlich erschienenen Aussagen konzentriert. Es liegt die explizite Absicht darin, nicht nach einer Wahrheit *hinter* den Aussagen (im Sinne einer tieferen Bedeutungsschicht) zu suchen, sondern die Herstellung des Sinns *im* beziehungsreichen Feld der konkreten realen Erscheinungen nachzuvollziehen.

viduellen Subjekten entdeckten Wahrheit setzte er den Begriff des »Diskurses«. Gemeint ist damit ein regelgeleitetes, in zeitliche und gesellschaftliche Kontexte eingebundenes Sprechen, das Dinge überhaupt erst denk- und sagbar macht: »Wahrheit« somit je historisch produziert (vgl. Foucault 1997 u. 1998).

Die wesentlichen Veränderungen, die mit diesem Entwurf eingeführt wurden, liegen zum einen auf der Ebene des historischen Verständnisses: Ohne eine außerhalb des gegenwärtigen Geschehens wirkende Kraft verliert die Geschichte ihre – von dieser Kraft geleitete und geordnete – zwingende Kontinuität. Die rein historisch sich realisierenden Ereignisse manifestieren eine je vollkommen geschichtliche Situation, deren Aneinanderreihung im historischen Prozess nicht nach einer übergeordneten Logik oder sogar Notwendigkeit organisiert ist. Geschichte ist damit keine kumulative und lineare Entwicklung, sondern ein ständiges Verändern und verändert Werden. Nicht die Kontinuität ist charakteristisch für historisches Gewesensein, Sein und Werden, sondern die Unregelmäßigkeit und die Diskontinuität. Entscheidend – vor allem für HistorikerInnen – ist dementsprechend, dass die Geschichte keine »Dokumente« hinterläßt, die als Belege für eine größere, hinter allem waltende Idee interpretiert werden könnten. Sie hinterläßt nur »Monumente«, die übriggeblieben sind von einer ehemals realen Situation und als solche für ihren damaligen historischen Kontext sprechen (vgl. ebd.: 198; Kögler 1994: 32; Marti 1982: 63f). Das historische Interesse läßt sich demgemäß ganz auf die je zeitgenössischen Funde in ihrer völligen Geschichtlichkeit ein und konzentriert sich auf die Herstellung einer gesellschaftlich situierten Plausibilität.

Foucault etabliert für dieses Projekt konsequenterweise einen modifizierten Begriff der »Vernunft«. Statt auf eine transzendente, außerhalb der Menschen liegende Rationalität zu verweisen, die Allgemeingültigkeit beanspruchen kann, will Foucault die Vernunft ganz im Gegenteil in jedem historischen Moment und in den Subjekten selbst inhärent wissen. Damit werden mittels kritischem Bewusstsein die jeweils wirkenden und als gültig erachteten Strukturen einer Zeit und Gesellschaft der Analyse zugänglich. Was bisher als (natürlich bzw. göttlich) gegeben und unhinterfragbar galt, wird kritisier- und durch anderes Denken veränderbar. Vernunft ist in diesem Sinn statt eines Übereinstimmens mit einem übergeordneten, für alle gleichermaßen verbindlichen Ordnungswissen ganz im Gegenteil ein Prozess des Gewährwerdens, Hinterfragens und Veränderns. Für die Vernunft gilt in diesem Sinn, dass sie historisch entstanden ist und damit auch der historischen Veränderbarkeit unterliegt. Wissen, das durch diesen Prozess kritischer Vernunft hervorgebracht worden ist, besteht ebenfalls ganz in seiner Historizität. Es verbirgt kei-

ne hinter (über oder unter) ihm liegenden Wesenheiten, sondern ist ganz und gar Teil eines geschichtlichen Kontextes (vgl. Foucault 1997: 159).

Das bedeutet nicht, dass Gedanken aus der einen Zeit sich nicht wieder finden können in der darauf folgenden, oder dass bestimmte Felder überhaupt keine historische Kontinuität behaupten können. Aber es heißt, dass die Aussagekraft jeglicher Äußerungen nicht in deren historischer Linearität liegen sondern in der jeweils zeitgenössischen Kontextualität. Eine Analyse, die auf dem foucaultschen Verständnis von Geschichte basiert, fragt dementsprechend nicht nach der Fortentwicklung von Gedanken und damit auch nicht nach deren historischen Vorformungen, sondern sie interessiert sich für den je aktuell produzierten und bedeutungstragenden Sinn von historischem Wissen. Die Bedeutung (und damit auch die Deutung) von Aussagen innerhalb eines Diskurses ergibt sich durch ihren funktionalen Bezug auf der historisch horizontalen, nicht durch den Rückbezug auf historisch vertikaler Ebene. In diesem Sinn verliert die Frage nach dem »Ursprung« ihre analytische Funktion. Der Blick richtet sich vielmehr auf die »Herkunft« von Wissen innerhalb eines geschichtlichen Kontextes (Foucault 1997: 204f), woher auch die (historische) Interpretation ihre neue Definition erhält:

»Die verschiedenen Entstehungen sind nicht die aufeinanderfolgenden Gestalten ein und derselben Bedeutung, sondern Ersetzungen, Versetzungen und Verstellungen, Eroberungen und Umwälzungen. Wenn Interpretieren hieße, eine im Ursprung versenkte Bedeutung langsam ans Licht zu bringen, so könnte allein die Metaphysik das Werden der Menschheit interpretieren. Wenn aber Interpretieren heißt, sich eines Systems von Regeln, das in sich keine wesenhafte Bedeutung besitzt, gewaltsam oder listig zu bemächtigen, um ihm eine Richtung aufzuzwingen, es einem neuen Willen gefügig zu machen, es in einem andern Spiel auftreten zu lassen und es anderen Regeln zu unterwerfen, dann ist das Werden der Menschheit eine Reihe von Interpretationen.« (Foucault 1974: 95)

Mit dem veränderten historischen Realitätsverständnis differenziert sich auch die Konzeption von historischen AkteurInnen. Unterschieden wird zwischen »AutorInnen« als historisch spezifische Individuen und den rein positiv beschreibbaren SprecherInnen: Das Subjekt bestimmt sich im Feld des Diskurses als strukturelle Position – statt auf individuelle AkteurInnen richtet sich die analytische Perspektive dementsprechend auf die jeweilige »Subjektposition« –, von der aus in diskursiver Praxis Aussagen hervorgebracht werden.⁸ Diese Subjektposition ist ihrerseits

8 Der Autor und die Autorin dagegen ist die jeweilige (historisch fassbare) Person, die eine solche Subjektposition ausfüllt. Der Autor erhält seine

bedingt und eingeschränkt von bestimmten Äußerungsmodalitäten. Jedem Subjekt stehen aufgrund seiner Position innerhalb des diskursiv organisierten Gesellschaftskomplexes unterschiedliche Möglichkeiten zur Verfügung (aber auch Verunmöglichungen im Wege), um sich wirksam zu Gehör zu bringen. Die mit der Subjektposition verbundene Rolle, Autorität, Aufgabe, seine Wissens- und Finanzressourcen bestimmen, welchen Sinn die Äußerungen enthalten und mit welchem Gewicht sie rezipiert werden (Foucault 1997: 167).⁹

Aufgabe und Ziel einer analytischen Rekonstruktion von Diskursen bestimmt sich konsequent in »einer reinen Beschreibung der diskursiven Ereignisse als Horizont für die Untersuchung der sich darin bildenden Einheiten« (ebd.: 41). Das Interesse, wie Dreyfus und Rabinow es ausdrücken, definiert sich nicht darin, nach einer tiefen Bedeutung zu suchen, sondern: »Um die Aussage zu situieren, braucht sie die Archäologie nur für bare Münze zu nehmen und in ihren aktuellen Kontext anderer Oberflächenaussagen zu stellen.« (Dreyfus/Rabinow 1994: 71) Damit gelingt es, diejenigen Vorstellungen zu erfassen, die in ihrem historischen Kontext als ernst zu nehmende Aussagen gegolten und damit eine je spezifische Form der Vernunft etabliert haben, ohne dass die

Rolle durch einen ganz bestimmten Zweck, der ihm im Diskurs zugewiesen wird. Die Zuordnung von bestimmten Aussagen zu einem spezifischen Autor legitimiert einerseits diese Aussagen und manifestiert in ihnen einen allgemeingültigen Wahrheitsanspruch. Andererseits werden dadurch bestimmte Wissensbereiche gesichert und autorisieren gleichzeitig weitere Aussagen in diesem Sinn. Der Autor erfüllt damit die doppelte Funktion der Produktivität und der verknappenden Stabilisierung des Wissens im Diskurs. Vgl. dazu die »analoge« analytisch differenzierte Kategorisierung von »Akteur« und »Individuum«, die Pierre Bourdieu in seiner Untersuchung des akademischen Felds vorgenommen hat: »In diesem Sinne ließe sich der Akteur, definiert durch die endliche Menge wirksamer Eigenschaften im Feld, dem präkonstruierten Individuum gegenüberstellen.« (Bourdieu 1988: 63, Anm. 25; Hervorhebungen i.O.) An einer späteren Stelle bestimmt Bourdieu die konkreten Kriterien, die den Akteur im akademischen Feld konstituieren (vgl. ebd.: 88f).

- 9 Friedel Weinert beschreibt diese Modalitäten, denen sich ein Autor ausgesetzt sieht, in treffender Weise am Beispiel des medizinischen Diskurses bzw. der Position eines Arztes: »Seine Position bestimmt sich durch die Beziehung zu anderen Gruppen (politischen und religiösen Gruppierungen, zum Beispiel), und zur Gesamtgesellschaft; durch eine institutionelle Platzierung (Krankenhaus, Privatpraxis, Laboratorium, Bibliothek), durch perzeptive Situationen (der Arzt ist fragendes und betrachtendes Subjekt, der Patient dagegen antwortendes und erdulendes Subjekt), und durch eine Stelle im Informationsnetz (Lehre, pädagogische Praxis, Autor und Forscher); schließlich befindet sich der Arzt innerhalb eines Diskurses in einem hierarchischen Gefüge (das, was er sagt, ist nach oben und unten durch Kompetenzbereiche begrenzt).« (Weinert 1982: 343)

DiskursanalytikerInnen selbst diese Ansichten als seriös teilen müssen oder sie an einer »objektiven« Wahrheit messen.¹⁰ In Ablehnung einer transzendenten Vernunft, die den historischen Verlauf der Geschehnisse nach einer verborgenen Ordnung leitet, geraten die einzelnen Zeitabschnitte der menschlichen Geschichte zu komplexen Kontexten, die in ihrer spezifischen Art der Verflechtung in den analytischen Blick geraten.¹¹ Diese Art der historischen Analyse fungiert gleichzeitig als Konstruktion wie auch als Rekonstruktion von Geschichte. Einerseits versucht sie die Regeln des Sprechens und Handelns, die einer bestimmten Zeit als Ordnungsmuster gelten, in ihrer eigenen Beschreibung zu rekonstruieren, andererseits konstruiert sie in ihrem Nachvollzug der historisch nicht transparenten Regeln des Sprechens erst den Diskurs als solchen.

Wenn auch heute, nach gut 30 Jahren weiterer Forschung(sgeschichte) das Denken, das Foucault mit seinen Arbeiten angestoßen hat, schon ein wenig in die Jahre gekommen scheint, kann sein theoretischer Ansatz – im deutschsprachigen Raum – dennoch nicht als selbstverständliches Allgemeingut oder gar über(be-)arbeitetes intellektuelles Handwerk geistes- und sozialwissenschaftlicher Forschung gelten. Viele der an konkreten Forschungsprojekten orientierten und durch diese pro-

10 Dementsprechend geht es in dieser Untersuchung nicht darum, die bisherigen kulturtheoretischen Beiträge zu kommentieren und danach zu fragen, was sie *eigentlich* sagen woll(t)en (vgl. Foucault 1998: 18ff).

11 In seiner Archäologie des Wissens schließt Foucault daraus noch, dass die jeweils historisch spezifischen Vernunftformen nur aus großer historischer Distanz zu sehen und verstehen seien, da die gegenwärtige Komplexität den zeitgenössischen Menschen den Blick darauf verstelle. Unter dieser Prämisse kann ein Historiker nur die Diskurse weit zurückliegender Zeiten untersuchen. An anderer Stelle allerdings bezeichnet Foucault sein Projekt der »Archäologie« als »Ethnologie der eigenen Kultur«, da sie die Grundmuster des Verstehens und Erfahrens aus ihrer scheinbaren Selbstverständlichkeit befreien und einer analytischen Hinterfragung zugänglich machen möchte (vgl. Kögler 1994: 36f). Eigentlich legt er also schon hier durch die methodische Verfremdung der eigenen und selbstverständlichen Rationalitätsformen (als historisch gewordene und nur historisch Geltung beanspruchende) die Grundlage zur Analyse vergangener wie gegenwärtiger Diskurse. Im weiteren Verlauf seiner Arbeiten und besonders mit der Herausbildung seiner Genealogie verläßt Foucault seine frühere Position einer notwendig zeitlich distanzierten Untersuchung. Er lokalisiert die Möglichkeit zur Erkenntnis nun nicht mehr in der geschichtlichen Trennung von Untersucher und Untersuchttem sondern in der jeweiligen Perspektive auf das zu Untersuchende. Foucaults kritischer und historisch situierter Vernunftbegriff, der sich von seinem je spezifischen Ort aus im immer wieder anders Denken versucht, ermöglicht jetzt das Sichtbarmachen von bisher Unsichtbarem, das Wissen von bisher Unbewusstem, das Ausleuchten der kontingenten Komplexität.

vozierten Nachfragen zu einem wissenschaftlich konkretisierten Arbeiten unter foucaultscher Denkanleitung sind im deutschsprachigen Forschungsraum (erst) im Verlauf der 1990er Jahre entstanden und werden seit Ende der 1990er Jahre publiziert.¹² Wenn auch die Zahl an Veröffentlichungen zum Thema »Diskurs« und »Diskursanalyse« inzwischen praktisch unüberschaubar geworden ist, bleibt die für einen wissenschaftlichen Artikel in provokativ irritierender Absicht gestellte Frage des Historikers Peter Schöttler »Wer hat Angst vor dem ›linguistic turn‹?«, die sich 1997 an die LeserInnen der (prominenten) geschichtswissenschaftlichen Zeitschrift »Geschichte und Gesellschaft« richtete, auch heute noch aktuell (vgl. Schöttler 1997).

Die Diskussionen und Probleme rund um die Diskurstheorie – wie sie von Foucault initiiert wurde – weisen vorwiegend in zwei ganz grundsätzliche Richtungen. Einerseits geht es um die Frage, ob Foucault mit seinem radikal historischen Diskursmodell einen neuen Entwurf auf der philosophischen Ebene der Wirklichkeitserklärung lanciert hat und wie dieses Modell unter diesen Vorzeichen zu beurteilen wäre (vgl. Ewald/Waldenfels 1991). Andererseits stellt sich den – aus unterschiedlichen Disziplinen stammenden – MitdenkerInnen Foucaults die problematische Aufgabe, wie sich aus dessen abstrakten Formulierungen ein konkretes, den Anforderungen gegenwärtiger Wissenschaft gerecht werdendes bzw. dieser gegenüber begründbares Forschungsverfahren herauslesen ließe, das mit der konkreten Forschungspragmatik der Feldbestimmung und -abgrenzung, der Quellenauswahl, -kritik und -analyse beschäftigt ist (vgl. Bublitz et al. 1999a; Keller et al. 2001 u. 2003; Keller 2004).

Die Produktivität von Foucaults Ansatz für das hier intendierte Projekt liegt – zusammenfassend formuliert – in dessen radikaler Ausrichtung auf eine »Ontologie der Gegenwart« (Kögler 1994: 10), die auch als Foucaults »aufklärerische« Intention bezeichnet worden ist (ebd.: 3ff; Miller 1995: 444f); Die »Aufklärung« versteht sich dabei aufgrund der dem Konzept eigenen Logik nicht im Erkennen der »richtigen«, von Ideologien befreiten Wahrheit, sondern im – einer radikalen Historisierung innewohnenden – Potential zur Veränderung. Darum auch die Unbestimmtheit von Foucaults theoretischen Angaben: Ein geschlossener Theorieentwurf würde gleichzeitig jeden kritischen Veränderungspro-

12 Einen Überblick über die Entwicklung und die bestehenden theoretischen wie forschungspraktischen Umsetzungen geben Reiner Keller, Andreas Hirsland, Werner Schneider und Willy Viehöver in ihrem einführenden Artikel zum »Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse« (vgl. Keller/Hirsland/Schneider/Viehöver 2001: 7-27). Reiner Keller hat den Überblick inzwischen erweitert und aktualisiert (vgl. Keller 2004: 13-60).

zess finalisieren, statt ihn der immer wieder erneuten Veränderung zu öffnen. In Übereinstimmung mit seiner Vorstellung einer radikal historischen Kontingenz hält Foucault mit seinem Ethos des »immer wieder anders Denkens« die theoretischen Änderungen selbst im Fluss (vgl. Erdmann 1991: 53). Diese Grundlage bestimmt konsequent das intellektuelle Vorgehen bzw. das wissenschaftliche Arbeiten unter einer an Foucault orientierten wie von ihm inspirierten Perspektive. Systematische Blickwechsel und der kritische Einbezug jeglichen Wissens – also auch des eigenen – in die Analyse sollen dazu dienen, bisher Unbeachtetes und Ungedachtes denkbar zu machen.¹³ Darin liegt der Wert und die produktive Kraft des Denkens und genau darauf zielen die analytisch einzusetzenden Fragen (vgl. Marti 1982: 9; Dreyfus/Rabinow 1994: 71).

Mit dem Rückgriff auf Foucault soll in diesem Sinn der folgenden Studie das theoretische Fundament gelegt werden, auf dem die hier eingenommene Forschungsperspektive aufsetzt. Diese definiert sich als Systematisierung der verschiedenen Forschungsfragen, die sich im Blick auf die skizzierten Phänomene eröffnen, und bündelt sie im Hinblick auf das Ziel einer Diskursrekonstruktion der Äußerungen zu »Kultur« im wissenschaftlichen Feld des deutschsprachigen Westeuropa (vgl. Schrage 1999: 66): In diesem Sinn wird »Kultur« als Begriff historisierbar und im Kontext der späten modernen Herstellung von »kulturwissenschaftlichem« Wissen analytisch handhabbar. Dieser positiv-komplexe Zugriff ermöglicht gleichzeitig die De-Konstruktion einer als neutral-ahistorisch erscheinenden Evidenz des Begriffs und die Re-Konstruktion der historisch-gesellschaftlich evozierten Verständlichkeit des »kulturwissenschaftlich« hergestellten Wissens über die eigene Welt. Das Erkenntnisinteresse richtet sich mit dieser theoretischen Fundierung konsequent auf die *Sinnkonstruktion* des »kulturwissenschaftlichen« Sprechens über »Kultur« und auf die darin liegende *konkrete Ausformung* einer *historisch und gesellschaftlich spezifischen Semantik*. In lapidarer Prägnanz reduziert sich das »archäologische« Forschungsinteresse letztlich auf folgende Frage: Welchen »Sinn« »macht« das volkscundlich-kulturwissenschaftliche Reden über »Kultur«?

An diesem Punkt vollzieht der analytische Blick eine Wendung vom »Inneren« des Diskurses (vgl. Maasen 1998: 25) auf dessen »Äußeres«: Die theoretische Prämisse, dass Bedeutung nicht nur historisch, sondern in gleichem Gewicht gesellschaftlich hergestellt ist, erweitert das obige Forschungsinteresse um davon initiierte Fragestellungen: In welchem

13 Auf der Ebene der Methodologie bedeutet dies, den foucaultschen Denkansatz sowohl als Methodenkritik wie auch als methodische Anwendung in einem zu verstehen (vgl. Seier 1999: 110).

historischen, gesellschaftlichen und spezifisch wissenschaftlichen Ermöglichungszusammenhang steht das volkscundlich-kulturwissenschaftlich formulierte Reden über »Kultur«? Wie strukturieren sich die Verknüpfungen des volkscundlich formierten Diskurses mit dem ihn umgebenden gesellschaftlichen Zusammenhang, der den Äußerungen Sinn verleiht und sie damit erst zu wirksamen Aussagen macht? Was wird hier – zwischen wem und für wen – als übergeordnetes Thema verhandelt, das das diskursiv Interne mit der strukturellen Umgebung zu einer Sinnkohärenz verknüpft? Und: Warum erweist sich dabei (gerade) »Kultur« als diskursiv produktiv und durchsetzungsfähig? Oder zusammenfassend noch einmal anders formuliert: In welchem soziohistorischen Kontext erlangt der Begriff der Kultur seine Relevanz, Aussagekraft und Zielrichtung, schlicht: seine diskursive Potenz?¹⁴

Die anfängliche Irritation über die Begriffsinflation von »Kultur«, über die Ironisierung der VolkscundlerInnen als »bunte Vögel«, deren Artenschutz aufgehoben wird, sowie über die grundsätzliche, erkenntnistheoretische Infragestellung von »kulturwissenschaftlichem« Wissen verweist auf dieser diskurstheoretischen Grundlage auf die relevanten Gesellschaftsdimensionen am Ende des 20. Jahrhunderts, die in die Herstellung des Sinns qua »Kultur« involviert sind. Zur Verhandlung stehen in diesem historischen Abschnitt westlicher Gesellschaften die an der Diskursoberfläche offensichtliche Frage nach dem Wahrheitsgehalt, das heißt nach der Autorität von wissenschaftlichem Wissen, die Frage nach der Potenz und Aussagekraft von – hier: kulturwissenschaftlichem –

14 Vgl. dazu die von Peter Weingart formulierten Forschungsorientierungen bzw. -desiderate: »Der geschärfte Blick sowohl auf die internen Differenzierungen der Wissenschaft als auch auf die Kopplungen der Wissenschaft mit anderen Teilsystemen verweist auf die unterschiedlichen Formen des Wissens und ihre kommunikativen Interferenzen als zentralen Gegenstand der zukünftigen Wissenschaftssoziologie. Wie sieht eine Gesellschaft aus, in der wissenschaftliches Wissen seine privilegierte Stellung verloren hat, in der es politisch instrumentalisiert, als Ware gehandelt und den Strategien medialer Kommunikation unterworfen wird? Sieht so die Wissensgesellschaft aus?« (Weingart 2003: 14) Es ergibt sich auch eine notwendige Perspektivierung zeitgenössischer Wissenschaftserforschung, wie sie Armin Nassehi für das Beispiel der Soziologie als Untersuchungsgegenstand formuliert: »Hatte Habermas noch vom Hochsitz des philosophischen Beobachters die Soziologisierung des philosophischen Blicks besorgen können, muss die Rekonstruktion des soziologischen Diskurses der Moderne radikaler nach den Bedingungen der Soziologisierung fragen. Sie muss sich fragen, was die Soziologie bzw. der soziologische Blick sieht und worauf diese Sicht beruht. Kybernetisch, inzwischen: klassisch-kybernetisch gesprochen geht es um den blinden Fleck der Soziologie, nicht mehr um den des Subjekts, das die Soziologie längst dekonstruiert hat.« (Nassehi 2006: 16; Hervorhebungen i.O.)

Wissen, die Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz dieses Wissens und die Frage nach dem legitimen Ort, an dem dieses Wissens hergestellt, geprüft, vermittelt und tradiert wird. Die grundsätzliche Fragestellung, die die folgende Untersuchung anleitet und profiliert, lautet konsequent: Welchen *Status*, welche *Art* und *Qualität*, welche *Funktion*, welche *Position* und welchen *legitimen Ort* nimmt das volkswissenschaftliche Wissen am Ende des 20. Jahrhunderts im deutschsprachigen Europa für sich in Anspruch?

Mit welchem methodischen Inventar und im analytischen Blick auf welches konkrete Quellenmaterial diese Fragen innerhalb der Arbeit untersucht werden, sollen im folgenden Unterkapitel vorgestellt und diskutiert werden.

Die Volkskunde als Fallbeispiel: Methode und Material

Mit einer Theoriefundierung, die Foucaults Reflexionen als Angebot einer analytischen »Handwerkskiste« (vgl. Kammler 1986: 14) einbezieht, ist allerdings noch kein methodisch konkretisiertes Vorgehen formuliert. Ganz im Gegenteil hat Werner Sohn in seinem Aufsatz zu den Umsetzungsmöglichkeiten foucaultscher Gedanken festgehalten: »Seine Diskursanalyse enthebt also diejenigen, die sich an ihr orientieren, nicht der Mühe, das Analyseinstrumentarium in Auseinandersetzung mit dem jeweiligen historischen Gegenstand zu entwickeln, zu modifizieren und zu präzisieren.« (Sohn 1999: 213)¹⁵ Zuallererst bedeutet dies eine Entscheidung über die Auswahl des Untersuchungsfelds. Da ein Diskurs als Kräftefeld definiert wird, dessen je historische diskursive Praxis analytisch nachvollzogen und interpretiert werden soll, stellt er eines der grundlegenden Untersuchungsergebnisse dar und kann theoretisch nicht vorab bestimmt werden. Forschungspragmatisch ist es demgegenüber unvermeidbar, von einem empirischen Korpus auszugehen, der im Hinblick auf seine diskursiven Regelmäßigkeiten beschrieben werden soll. Am Anfang einer diskursanalytischen Studie steht dementsprechend die *Hypothese* über das Bestehen des untersuchten Diskurses. Im Verlauf und vor allem am Ende der rekonstruktiven Diskurskonstruktion stellt sich deshalb immer wieder die kritische Frage nach der Angemessenheit der wissenschaftlich hergestellten Repräsentation, die sich allerdings nur

15 Besonders fruchtbare Anregungen zur Adaption des foucaultschen Diskurskonzepts und den notwendigen methodischen Operationalisierungen haben mir die unterschiedlichen Methodologien zur Diskursanalyse an die Hand gegeben, wie sie Bublitz et al. (1999a), Jäger (1993 u. 1994 u. 1999), Keller (2001 u. 2004), Landwehr (2001), Maasen (1999 u. 2003,) und Sarasin (1996 u. 2001) formuliert haben.

in der Transparenz und Nachvollziehbarkeit des Dargestellten durch die RezipientInnen entscheiden läßt und nicht durch die Übereinstimmung zwischen wissenschaftlicher Rekonstruktion und realer Wirklichkeit.¹⁶ Die konkrete Ausgangslage für jegliches weitere methodische Vorgehen bestimmt im hiesigen Fall der Satz: Im Reden über »Kultur« verhandeln die VolkskundlerInnen nicht die inhaltliche Definition des Worts, sondern sie diskutieren ein Thema, das sich mithilfe von »Kultur« »sinnvoll« bündeln läßt, das aber (weit) über die konkret angesprochenen Inhalte hinausgeht.

Um sich diesem »übergeordneten« Thema und seinen historischen Manifestationen zu nähern, schlägt Sabine Maasen den Zugang von den Rändern eines diskursiven Felds vor (vgl. Maasen 2003). Dort, wo die Selbstverständlichkeit der diskursiven Ordnung bereits ihre Evidenz verliert, ist es einfacher, im analytischen Blick auf die explizit werdenden Infragestellungen, Unsicherheiten, Differenzen und Debatten die (noch) geltende, aber bereits schwierig gewordene Strukturierung und Praxis des Diskursfelds zu erkennen. Im Sinne einer strategischen Fokussie-

16 Vgl. dazu die weiterführenden Reflexionen bei Diaz-Bone 1999: 130f; Jäger 1993: 187 u. Jäger 1999: 137ff. Pierre Bourdieu beschreibt diesen Effekt, den seine ethnographisch ausgerichtete Vorgehensweise provoziert hat, ausführlich: »Denn natürlich haben sich die Entscheidungen [über die konkrete Quellenwahl; se] nicht in vollkommener wissenschaftstheoretischer Transparenz oder völliger theoretischer Klarheit vollzogen. Wer das Gegenteil glaubt oder behauptet, hat nie empirische Forschung betrieben. Tatsächlich ist es noch keineswegs ausgemacht, ob es nicht gerade diese Art Sich-selber-unbegriffen-Bleiben der aufeinanderfolgenden Arbeitsgänge ist, in die wenigstens zum Teil die sogenannte »Intuition« eingeht, das heißt eine mehr oder minder kontrollierte Form der vorwissenschaftlichen Erkenntnis des betreffenden Objekts wie auch der wissenschaftlichen Erkenntnis analoger Objekte, auf der die durch nichts zu ersetzende Fruchtbarkeit der empirischen Forschung in Wahrheit beruht: Etwas tun, ohne genau zu wissen, was man tut – damit eröffnet sich die Chance, in dem, was man getan hat, etwas zu entdecken, was man vorher nicht wusste. Der Bruch mit der Primärintuition stellt also keineswegs, wie einige »eingeweihte« Darstellungen des »epistemologischen Einschnitts« haben glauben machen können, eine Art Anfangs- und Schlussakt in einem dar; in ihm vollendet sich vielmehr ein langer dialektischer Prozess, in dessen Verlauf die sich in einen empirischen Arbeitsvorgang umsetzende Intuition analysiert und kontrolliert wird, wobei sie immer neue und auf breiterer Informationsgrundlage gebrachten Schwierigkeiten, Mängel und Erwartungen dann stets aufs neue überwunden werden. Die Logik der Forschung: Das ist eine Verkettung größerer und kleinerer Schwierigkeiten, die einen in jedem Augenblick zum Nachdenken darüber zwingen, was man tut, und die es ermöglichen, immer besser zu wissen, was man sucht, indem sie ansatzweise Antworten liefern, die wieder neue, grundlegendere Fragen nach sich ziehen.« (Bourdieu 1988: 39f)

rung der Arbeit bietet sich die Wahl eines *Fallbeispiels* an, das sich an einem solchen Diskursrand befindet. Das Beispiel eröffnet in seiner definitiven Ambivalenz verschiedene analytische und interpretative Möglichkeiten: Zum einen ist es noch immer Teil des funktionierenden Diskursgeflechts, womit in mikroskopischer Blickrichtung die ganz konkreten Formierungen, die der Diskurs zu dieser Zeit hervorbringt, beschrieben und benannt werden können. Es ist somit ein »Beispiel« im und für den im Ganzen nicht nachvollzogenen (und forschungspragmatisch auch gar nicht nachvollziehbaren) Diskurs.¹⁷ Zum anderen funktioniert die reibungslose Durchsetzung diskursiver Regeln und Normalitäten am Rand nicht ungehindert. Widerspruch wird geprobt, neue Anschlussmöglichkeiten werden gesucht oder gesetzte Unabdingbarkeiten werden ignoriert. An solchen Stellen zeigt sich, *worüber* die Auseinandersetzung geführt wird. Unter dieser Perspektive wird das Beispiel zum »Fall« für das im Diskurs verhandelte Thema (vgl. Flick 1995: 89ff).

Auf dem Boden der oben formulierten Hypothese zum Sprechen über »Kultur« und der methodisch kontrollierten Suche nach einem Diskursrand bieten die eingangs geschilderten irritierenden Phänomene eine Hilfestellung und Orientierung: Ganz grundsätzlich ermöglicht jede explizite Nennung von »Kultur« den Zugang zum diskursiven Feld; interessant – weil »brüchig« – wird er aber vor allem dort, wo Unstimmigkeiten schnell erkennbar werden, wo Ironie, Polemik und wiederholte Argumentationen des scheinbar immer Gleichen direkt an der Oberfläche greifbar sind. Die allgemeine Begriffsinflation von »Kultur«, die geistes- und sozialwissenschaftliche »Krise« und die polemische Porträtierung der Volkskunde können in diesem Sinn alle als (konfliktvolle) Symptome des im Diskurs verhandelten gesellschaftlichen Themas interpretiert werden, das sich rund um den Kulturbegriff organisiert und im »Fall« der Volkskunde exemplarisch greifbar wird: Erstens beansprucht die Volkskunde wie andere geistes- und sozialwissenschaftliche Disziplinen auch den Kulturbegriff als ihren, dem Fach genuin eingeschriebenen – und somit ihr als Fach spezifisch eigenen – Begriff. Zweitens steht die Volkskunde in einem disziplinär konkurrierenden Umfeld, innerhalb dessen sie ihre spezifische institutionelle Autorität legitimieren muss. Und drittens steht mit der Ausweitung der Rechenschaftsforderung von Seiten der Öffentlichkeit – was Kämmerlings mit seinem polemisch-ironischen Feuilletonbeitrag außerhalb der einschlägig wissenschaftlichen Sphäre deutlich demonstriert – die Volkskunde nicht nur als akademisches Fach innerhalb der Universität unter Legitimations-

17 Zur Reichweite eines exemplarisch angelegten Forschungsvorgehens vgl. Beck/Bonß/Lau 2001: 51f.

druck, sondern auch die universitär institutionalisierte Wissenschaft an sich ist mit einer ihrer Repräsentantinnen als Autorität in Frage gestellt. Die Verhandlung ebendieser drei Dimensionen von Wissenschaft verdichten sich im Fall der Volkskunde in einer Art, die diese an den Rand der ihr eigenen Selbstverständlichkeit bringt.

Material

Die materiale Grundlage der vorliegenden Untersuchung bilden unterschiedliche Text- und Publikationssorten, in denen »Kultur« während der 1990er Jahre im Fach Volkskunde beschrieben, debattiert und verhandelt wird. Um den Regelmäßigkeiten und Serien von Aussagen, die zur diskursiven Herstellung einer zeitgenössisch akzeptablen Wahrheit beitragen, auf die Spur zu kommen, sollte eine beträchtliche Menge an Texten vorliegen (vgl. Keller 2004: 75f). Dieser Voraussetzung entspricht die Anlage dieser Forschung aufgrund zweier Zugangsweisen: Erstens liegen breite Literaturrecherchen mit entsprechender Lektüre für die volkskundliche Fachproduktion im späten 20. Jahrhundert der konkreten Analyse zugrunde. Zweitens ermöglichte erst die qualifizierte Sozialisation und fachlich einschlägige Arbeitstätigkeit der Autorin einen Wissensfundus über die Forschungsproduktion der Disziplin, die als Basis und Korrektiv konstant im Blick der Analyse bleiben bzw. zur Verdichtung der voranschreitenden Analyse genutzt werden.

Die analytische Strukturierung des zusammengestellten Textcorpus kann unterschiedlichen Systematisierungsvorgaben folgen (vgl. Jäger 1993; Keller/Hirsland/Schneider/Viehöver 2001; Keller 2004: 13ff). Für die hier vorgestellte Forschung wurde ein qualitativ mikroanalytisches Verfahren gewählt, das der Breite des einzubeziehenden Materials einerseits anhand von ganz unterschiedlichen Stichproben gerecht zu werden versucht und andererseits im nahen Blick auf je einzelne Texte deren diskursive Interpretationsmuster und Organisationsregeln konkret erfassen und nach ihrer diskursanalytischen Logik befragen kann. Der analytische Zugriff auf das Material funktioniert also gleichzeitig vertikal – durch Stichproben innerhalb des Felds und innerhalb der Texte – sowie horizontal – durch eine analytisch nachvollziehende Auslegeordnung der Diskursoberfläche.

Mithilfe des Zugangs anhand dreier exemplarisch ausgewählter Forschungsfelder der Volkskunde wird die Frage nach der diskursiven Ordnung der Evidenzherstellung immer wieder neu gestellt, das heißt, sie bleibt im ganzen Verlauf der unterschiedlichen Forschungszugriffe und -schritte der rote Faden, an dem sich das Erkenntnisinteresse der Rekonstruktion von Diskursstruktur und darin verhandelter Thematik

orientiert. Um die Differenziertheit des volkskundlichen Sprechens über »Kultur« und seiner dabei zu beobachtenden Übereinstimmungen wie Differenzen adäquat zu erfassen, konzentrierte sich die Wahl der drei Forschungsfelder auf eine größtmögliche Kontrastierung des mikroanalytisch zu beschreibenden Quellenmaterials (vgl. Keller 2001: 87ff). Das bedeutet, dass erstens ein sehr traditionelles Fachgebiet – hier die *Sachkulturforschung* – bestimmt wurde, dessen disziplinäre Zugehörigkeit und Legitimität innerhalb und außerhalb des Faches rein aufgrund seiner historischen Kontinuität (von bereits gut 100 Jahren) gegeben scheint (vgl. Bimmer/Weber-Kellermann 1985). Zweitens richtete sich der diskursanalytische Blick auf ein dem ersten Feld gegenüber sehr junges, fachlich »neu entdecktes« (vgl. Lindner 1997: 319) und in den 1990er Jahren interdisziplinär angelegtes Interessensgebiet: die *Stadtforschung*. Und drittens perspektiviert die diskursanalytische Rekonstruktion den Bereich der *disziplinären Programmatik*. Dort, wo die FachvertreterInnen dezidiert davon sprechen, was »Kultur« im und für das Fach bedeutet, welche Position die Volkskunde im interdisziplinären Wissenschaftskontext einnehmen will (oder soll), und mit welcher Autorität die Volkskunde als »Wissenschaft« zu rezipieren ist, kulminieren gleichzeitig die (mindestens) drei disziplinären Prekaritäten ihrer Evidenz, von deren gesellschaftlich-diskursiver Symptomatik schon früher die Rede war.

Stellt die Bestimmung der Volkskunde als Fallbeispiel eine forschungspragmatische Hypothese dar, so gilt dies auch für die zeitlichen und lokalen Einschränkungen, die das Material auf die Zeit der 1990er Jahre und auf den trinationalen deutschsprachigen Raum Westeuropas – das heißt auf die Bundesrepublik Deutschland, auf die Schweiz und auf Österreich – reduzieren. Auch diese Entscheidungen gründen auf der hypothetisch gesetzten Zeichenhaftigkeit der eingangs skizzierten Phänomene zur Kulturinflation, Krise des (geistes- und sozial-)wissenschaftlichen Wissens und der interdisziplinären Konkurrenz. Obwohl sowohl zeitlich anhand früherer oder geographisch und sprachlich über die benannten Grenzen hinweggehender Stichproben erkennbar wird, dass nicht allein im gewählten Ausschnitt die dreidimensionale Brüchigkeit unterschiedlicher Selbstverständlichkeiten einzuziehen beginnt, so legt doch die Verdichtung der drei Dimensionen im letztlich gewählten Untersuchungsausschnitt dessen Plausibilität für eine Diskursrekonstruktion nahe.

Methode

Um die Fülle des Materials einer analytischen Rekonstruktion der diskursiven Praxis zuführen zu können, wurde das Material in einem ersten Schritt deskriptiv aufgearbeitet. Den ersten Zugang für die konkrete Wahl von Texten für diese mikroanalytische Beschreibung bestimmte der Blick auf ein »diskursives Ereignis«: Das analytische Interesse konzentriert sich dabei auf ein fachliches Ereignis, das aufgrund seiner besonderen Qualität zu einer auffälligen Menge an Rezeptionen, Diskussionen, Rückbezügen oder Ablehnungen geführt hat. Auf der Oberfläche des Diskurses – explizit und sichtbar – ist ab dann das spezifische Thema des Ereignisses ein fachlicher Diskussionsgegenstand, zu dem die FachvertreterInnen sich äußern können (oder auch müssen).

Der bereits eingangs zitierte Aufsatz von Wolfgang Kaschuba, ursprünglich als Antrittsvorlesung konzipiert, läßt sich als ein solches Ereignis – in obigem Sinn – charakterisieren. Ein erstes Mal veröffentlicht wurde die Antrittsvorlesung kurz nach der mündlichen Rede Anfang 1994 in der Zeitschrift für Soziologie (vgl. Kaschuba 1994). Darauf folgte ein weiterer Abdruck in der für die deutschsprachige Volkskunde prominentesten Fachzeitschrift – der »Zeitschrift für Volkskunde« (vgl. Kaschuba 1995a) –, die von der gemeinsamen wissenschaftlichen Dachorganisation der »Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv)« jährlich zweimal herausgegeben wird.¹⁸ Im Verlauf des laufenden Jahrzehnts wurde der Beitrag – nicht in exakt gleicher Formulierung und Ausführlichkeit, aber in inhaltlich konstanter Form – bis zum Jahr 2000 noch dreimal in unterschiedlichen (inter-)disziplinären Kontexten publiziert (vgl. Kaschuba 1995b u. 1995c u. 1998). Die quantitative wie qualitative Verbreitung und Rezeption des Beitrags verweist deutlich auf dessen inhaltliche Pointierung. Offensichtlich hat Kaschuba mit seinen Thesen wesentliche Punkte, die die zeitgenössische inner- wie ausserfachliche Agenda bestimmen, thematisiert.

Anhand dieses Artikels wurde in einem ersten Schritt das konkrete volkscundliche Zitationsnetz rekonstruiert, das sich rund um Kaschubas Kulturalismus-These gespannt hat. Aus diesem weit gefassten Feld wurden dann etwa zehn Artikel, die eine möglichst große Breite an Subjektpositionen (unterschiedlicher Qualifikation, institutionell-hierarchischer Position und unterschiedlichen Geschlechts), an institutioneller und geographischer Verankerung (aus diversen Universitätsinstituten, aus

18 Zum Selbstverständnis der »Volkskunde« und ihrer Dachorganisation der »Deutschen Gesellschaft für Volkskunde« vgl. deren ausführliche Selbstporträtierung auf ihrer homepage unter <http://www.kultur.uni-hamburg.de/dgv>, 12.07.2006.

Museen oder in freischaffenden Positionen) und an thematisch konkreter Ausrichtung repräsentieren, einer systematisch-deskriptiven Mikroanalyse unterzogen. Das heißt, jeder Beitrag wurde zu einem »Lektüreprotokoll« zusammengefasst, das in systematischer Weise die wichtigen Aspekte einer Diskursordnung notiert und auflistet. Der Leitfaden für diese Protokolle folgte den von Foucault bezeichneten Formationsebenen eines Diskurses¹⁹: Die Konturierung und Konzeptualisierung des im Diskurs behandelten Gegenstands wird über die Wahl der konkret behandelten *Themenstellungen*, die Wahl und Verwendung der *Begriffe* sowie die *Position*²⁰ des sprechenden bzw. schreibenden Subjekts nachvollzogen (vgl. Foucault 1997: 167).

Konkret formuliert lauteten die für das hier entworfene Erkenntnisinteresse operationalisierten Leitfragen folgendermaßen:

- Welches sind die konkreten, realen Phänomenbereiche, anhand derer in volkswissenschaftlichen Publikationen »Kultur« thematisiert und problematisiert wird? Wofür steht der Kulturbegriff und wann wird er explizit genannt?
- Welche Perspektiven können identifiziert werden, die das fachliche Forschen anleiten? Welche Argumentationsabläufe organisieren das Denken? Und: Wie wird das eigene Reden disziplinär zugeordnet bzw. wie sprechen die AutorInnen über die eigene und über andere Disziplinen?
- Von welchen (Subjekt-)Positionen aus sprechen die AutorInnen?
- In welchen Textgenres, Publikationsforen und -medien werden die volkswissenschaftlichen Beiträge publiziert?

Nach dieser diskursanalytischen *Beschreibung* der Texte folgt im zweiten Forschungsschritt die analytische Auswertung der Lektüreprotokolle, die nach *Regelmäßigkeiten* fragt: Können gemeinsame Muster und Pra-

19 Siegfried Jäger hat in verschiedenen seiner Beiträge differenzierte Analyseraster entwickelt, mithilfe derer eine Diskursanalyse durchgeführt werden kann. Ich habe mich daran orientiert, ohne allerdings den genauen und detaillierten Vorgang zu übernehmen (vgl. Jäger 1993: 180-201; Jäger 1994: 33-42; Jäger 1999: 140-147).

20 Wie bereits mehrfach angedeutet wird vor allem im Blick auf das Subjekt und seine Position ein wesentlicher Unterschied zu stärker hermeneutisch angelegten Forschungsinteressen erkennbar. Philipp Sarasin formuliert die Differenz zwischen den unterschiedlichen Zugängen kurz und prägnant: »Sie [die formellen Bedingungen eines Diskurses; se] zu rekonstruieren bedeutet in erster Linie, das Sprechen dieser Subjekte nicht von ihren Intentionen her verstehen zu wollen, sondern von den diskursiven Mustern aus, in die dieses Sprechen eingeschrieben ist.« (Sarasin 2001a: 73f)

xen des volkskundlichen Sprechens in den unterschiedlichen Publikationen nachvollzogen werden?

Um diese erste Rekonstruktion volkskundlicher Diskurspraxis, die sich auf das Feld der Programmatik – ausgehend von Kaschubas Antrittsvorlesung – konzentrierte, zu differenzieren und allenfalls zu modifizieren, richtete sich die nächste Forschungsetappe auf den eben vorgestellten analytischen Nachvollzug des disziplinären Sprechens in zwei weiteren, kontrastiv gewählten (vgl. Keller 2004: 84ff) Forschungsfeldern der Volkskunde. Einerseits fiel die Wahl auf einen traditionell volkskundlichen Bereich, der schon lange und – fachintern – unbestritten das disziplinäre Forschungsinteresse profiliert: die Sachkulturforschung. Andererseits bot sich – als polar entgegengesetztes Beispiel – die »Stadtethnologie« an, die die Volkskunde weder als traditionelles noch als spezifisch disziplinäres für sich reklamieren kann, sondern die als weit gespanntes kulturwissenschaftliches Forschungsfeld profiliert ist. Nach der erneuten Rekonstruktion der diskursiven Regelmäßigkeiten innerhalb dieser unterschiedlichen Forschungsbereiche schloss sich ein letzter analytischer Schritt an, der die Ergebnisse der drei einzelnen Fallanalysen zueinander in Beziehung setzte. Im gegenseitigen Vergleich der regelmäßig wiederholten Themen, Begriffe, Argumentationsmuster und Subjektpositionen wurde letztlich die allgemein erkennbare Diskursstruktur abstrahiert und in den zeitgenössischen historischen wie gesellschaftlichen Kontext eingeordnet. Daraus wurden sowohl generelle inner-, wie interdisziplinäre Sprechmuster erkennbar als auch die Spezifika der einzelnen Forschungsfelder und der Volkskunde als einzelne Disziplin.

Der zentrale Punkt, an dem die Analyse und die Interpretation des volkskundlichen Sprechens konstant und kontinuierlich seinen gedanklichen Fixpunkt fand, besteht in der analytischen Positionierung des Kulturbegriffs: »Kultur« wird in der analytischen Rekonstruktion – nicht *trotz* sondern *aufgrund* seiner zentralen Position im Diskurs – als »Leerstelle« (vgl. Laclau/Mouffe 1995) behandelt, damit dessen diskurstragende Rolle und Funktion sichtbar gemacht werden kann. Gemeint ist damit ein systematisches Ausschließen der Frage nach der realitätsadäquaten Inhaltsbestimmung und Definition von »Kultur«, die dann einer kritischen Diskussion und Interpretation zugeführt würde. Demgegenüber gilt das Interesse der diskurspraktischen Profilierung des Kulturbegriffs, der eine spezifische *Funktion* im Diskurs übernimmt. Diskursanalytisch bedeutet dies, dass nicht die definierende Inhaltsbestimmung von »Kultur« den Diskurs entscheidend motiviert und reguliert, sondern dass der Begriff an sich eine »diskurstragende« Rolle einnimmt: »Diskurstragende Kategorien sind solche, durch deren ›Entfernung‹ – wenn man sie

sozusagen aus dem betreffenden Diskurs ›herauszöge‹ wie die Stahlteile aus einer Betonkonstruktion – der betreffende Diskurs nicht länger ›halten‹ könnte und in sich zusammenbräche wie ein Kartenhaus.« (Link 1998: 15) Jürgen Link spezifiziert die Form solcher Kategorien in seiner breit angelegten Untersuchung zur »Normalität« noch näher: »Unter solchen Kategorien sind in der Regel nicht isolierte einzelne Wörter zu verstehen sondern ganze semantische Komplexe einschließlich ihrer Praxisbezüge, wiederum vergleichbar mit kreuzweise angeordneten Stahlteilen in Beton.« (ebd.)

In diesem Sinn differenziert sich die analytische Perspektive als doppelter Blick auf zwei unterschiedliche Dimensionen der diskursiven Struktur und Praxis: Erstens notiert die Diskursanalyse, was von den DiskursteilnehmerInnen thematisiert, argumentativ betont, aus anderen Kontexten zitiert und begrifflich variiert wird. Auf dieser positiv fassbaren Oberfläche des Diskurses zeichnen sich im Verlauf der Analyse die Regelmäßigkeiten und seriellen Reihungen der diskursiven Struktur ab. Sichtbar wird dann, worüber die FachvertreterInnen konkret sprechen, wie sie es tun und was – offensichtlich – als disziplinäre Begriffs- und Argumentationsregel zu gelten hat.

Erkennbar wird in dieser Skizzierung der Positivität allerdings noch nicht, warum gerade diese gewählten Themen und Begriffe für die LeserInnen ihre Plausibilität erhalten. Was eben diese im diskursiven Feld engagierten Problematisierungen und Referenzen motiviert, ist an dieser Stelle der Analyse noch nicht geklärt. Deshalb richtet sich der zweite Blick bei der Rekonstruktion diskursiver Praxis auf das bedeutungsbestimmende Umfeld: In welchem gesellschaftlichen und historischen Kontext fallen die fachlichen Äußerungen und erhalten von dort ihre Akzeptabilität? Wie bezieht sich der volkswissenschaftliche Diskurs auf die ihn umgebende Umwelt? Entwirft er Deutungen, Erklärungen, Orientierungen, Kompensationen oder Legitimationen für instabil gewordene Gesellschaftsbereiche oder Institutionen? Und: Welche Intentionen, auf denen diese Entwürfe ruhen, zeichnen sich im disziplinären Formationsfeld ab?

Um zu diesen Fragen Antworten formulieren zu können, sucht die Analyse auf der deskriptiv nachvollziehenden Ebene nach den institutionellen Zusammenhängen, in die das jeweilige Sprechen eingebettet ist, und von wo es erst seine Aussagemöglichkeit erhält. Der Blick richtet sich entsprechend auf die Publikationsgenres und -orte, die als Schnittstelle zwischen SprecherInnen und LeserInnen fungieren. Entscheidend ist hier auch die strukturelle Position der Sprechenden, die qua Institution und deren Autorität im gesellschaftlichen Umfeld auf die Wirksamkeit der Äußerungen rechnen können. Für den Nachvollzug dieser zweiten diskursdefinierenden Ebene sind zusätzliche Quellenmaterialien

notwendig, die an die – positiv eruierten – Diskursstellen angeschlossen werden. Institutionelle Dokumente (wie Institutshomepages im Internet und Informationshefte der Fachverbände, fachhistorische Arbeiten), publikatorische Informationen – Klappentexte, Vorworte und Editoriale von Büchern sowie das Impressum mit Angaben zur Auflagenhöhe, zum Verlag und zu seinem (geographischen) Standort – und zeithistorische Veröffentlichungen zu den (als wesentlich erachteten) Vorkommnissen und Entwicklungen des untersuchten Jahrzehnts am Ende des 20. Jahrhunderts veranschaulichen die »Materialität« des Diskurses und ermöglichen die interpretative Rekonstruktion der Plausibilität sowie Akzeptanz der volkscundlich praktizierten Sinnkonstruktion (vgl. Sarasin 1996: 145ff u. 2001a: 62f).

Positionierung der Untersuchung und Subjektposition der Forscherin: Erkenntnispotential und Erkenntniswert

Die vorliegende Untersuchung findet ihre Position im Schnittpunkt ganz unterschiedlicher disziplinärer Theorie- und Wissensbestände. In Anlehnung an unterschiedliche Arbeiten, die ihrerseits die Frage nach der Konstruktion von Wissen und nach der diskursiven Herstellung von Sinn verfolgt haben, konturiert sich das Vorgehen der hier vorgestellten Forschung. Das Einlesen in Studien, die an konkretem empirischen Material vorführen, wie der theoretische Positionswechsel, die diskursanalytische Perspektivierung und die interpretative Einordnung der analytischen Beschreibung in ihren soziohistorischen Kontext, vor dem die je diskursiven Äußerungen erst ihre Plausibilität erhalten, ganz praktisch funktioniert und welche Art der Ergebnisse sie zutage fördert, ermöglichte die Einübung in diskursanalytisch angeleitetes Denken. Wesentliche – wenn auch nicht immer inhaltlich einschlägige, so aber umso grundsätzlichere – Inspiration stellten die thematisch ganz unterschiedlichen Arbeiten von Annette Waldschmidt (1996), Sabine Maasen (1998), Jürgen Link (1998), Werner Sohn (1999), Philipp Sarasin (2001) und Stefanie Duttweiler (2005) dar.

Auf dem – für das hier eingeführte Erkenntnisinteresse für die Qualität, Funktion und Position von (kultur-)wissenschaftlichem Wissen – näher liegenden Gebiet der Wissenschaftsforschung entstanden in den letzten Jahren verschiedene Arbeiten, die sich an foucaultscher Theorie orientieren und dessen Diskursbegriff operationalisieren. Entsprechend dem Kontext der Wissenschaftsforschung²¹, innerhalb dessen diese

21 Der Begriff der Wissenschaftsforschung wird hier stellvertretend für das ganze in sich allerdings stark diversifizierte Feld gebraucht. Einen guten

Arbeiten sich selbst verorten, konzentrieren sie sich inhaltlich (vorwiegend) auf das Feld der Natur- und Technikwissenschaften. Eine spezifische Ausrichtung in diesem Forschungsbereich stellen die »cultural studies of science« dar, die bisher vorwiegend im englischsprachigen Bereich durchgeführt wurden (vgl. Rouse 1992). Die Prämissen und Perspektivierungen, unter denen die »cultural studies of science« ihre Forschung betreiben, faßen Sabine Maasen und Matthias Winterhager pointiert zusammen:

»Cultural studies of science consider science not a distinguishable kind of knowledge but rather a fundamentally heterogeneous endeavour; insists upon the local, material and discursive character of scientific practice; acknowledges that the traffic across the boundaries between science and society is always two-way; in short: ›Cultural studies of science‹ are located within ongoing conflicts over knowledge, power, identity, and possibilities for action. [...] Yet, in doing so, they aim to participate in constructing authoritative knowledge of the world by critically engaging with the scientific practices of making meanings [...].« (Maasen/Winterhager 2001: 27)

An diese Fundierung eines konstruktivistisch orientierten Erkenntnisinteresses, mit dem die »cultural studies of science« operieren, schließt sich die volkscundlich-kulturwissenschaftliche Thematisierung von sozialer Wirklichkeit an. Mithilfe eines Kulturbegriffs, der nach den »Regeln [fragen läßt; se], nach denen Menschen miteinander verkehren, sich untereinander verständigen und voneinander abgrenzen« (Zimmermann 2005: 39), interessiert sich die Volkskunde für das

»komplizierte Wechselspiel von Kleinem und Großem, von Individuum und Gesellschaft, wenn Kulturwissenschaftler/innen die Regelwerke einer Kultur erkennen, die sonst niemandem auffallen; wenn sie hinterfragen, was allen fraglos erscheint; wenn sie mit Sensibilität und Leidenschaft ihrer elementaren Frage nachgehen und erklären, warum sich Menschen verhalten, wie sie sich verhalten« (ebd.).

In der Kombination des wissen(schafts-)soziologischen Zugangs zur Wissenschaft als Teil der Gesellschaft, der ebenso sehr von dieser bedingt und geprägt wird, wie er selbst auf die Gesellschaft einwirkt, mit der volkscundlich-kulturwissenschaftlichen Perspektive, die nach der Konstruktion von Bedeutungen und den historisch spezifischen Beding-

Überblick über die unterschiedlichen Ausrichtungen und Forschungsansätze der Wissenschaftsforschung vermitteln Jasanoff et al. 1995, Felt et al. 1996, Heintz 1998, Maasen 1999 u. Weingart 2003.

ungen für menschliches Handeln fragt, gelingt eine theoretisch fundierte Ausrichtung der Analyse, wie sie die hier intendierte Forschung für die Untersuchung ihrer Fragen benötigt.²²

Für die interpretative Einordnung des – am Beispiel der Volkskunde – untersuchten Sprechens über »Kultur« wurden einschlägige Wissensbestände aus den Geschichtswissenschaften und der Soziologie einbezogen, die einen erklärenden Nachvollzug dessen erlauben, warum die VolkskundlerInnen reden, wie sie reden. Zusammenfassend formuliert ermöglicht die Forschungspositionierung der folgenden Untersuchung im Schnittpunkt von Wissen(schafts-)forschung, Soziologie, Ethno- und Geschichtswissenschaften, disziplinärer Fachreflexion und diskurstheoretischer Methodologie die Bündelung ganz unterschiedlicher Potentiale: In der Kombination von diversifiziertem Wissen, das nach Maßgabe des vorliegenden Erkenntnisinteresses theoretisch, analytisch und methodisch operationalisiert wurde, ergibt sich die Möglichkeit, nach der diskursiv produzierten Sinnkonstruktion anhand von »Kultur« im volkskundlichen Sprechen zu forschen. Im Vordergrund steht dementsprechend die Frage, warum, inwiefern und wie die volkskundlichen AutorInnen mit ihren Beiträgen am gegenwärtigen wissenschaftlichen Verständnis von »Kultur« mitarbeiten.

Ein solcher Zugang entwickelt seine Produktivität darin, dass er keine weitere Interpretation von »Kultur« oder gar ein neues synthetisiertes Kulturkonzept anstrebt, sondern die bisherigen Diskussionen bezüglich

22 Innerhalb der »volkskundlichen« Fachgeschichte wird die Entwicklung und soziohistorische Kontextualisierung des facheigenen Forschens bereits seit langer Zeit intensiv thematisiert. In den letzten Jahren entstanden in diesem Zusammenhang einige Arbeiten, die sich auf die jeweils spezifischen Bedingungen des »volkskundlichen« Denkens und das davon hervorgebrachte Wissen konzentriert haben (vgl. Hartmann 1990; Deißner 1997; Beck 1997a; Bendix 1997; Lindner 2003; Lindner 2005; Scharfe 2005). Noch befindet sich diese Blickrichtung auf die Konstruktionsweisen und -effekte wissenschaftlichen Wissens in der »Volkskunde« allerdings eher am Anfang, weswegen solche Forschungszugänge bisher selten systematisch an größeren Quellenbeständen der disziplinären Wissensproduktion durchgeführt worden sind. Seit Mitte 2006 läuft als aktuellste Entwicklung und Hinwendung der fachlichen Forschung zur Herstellung und Vermittlung von wissenschaftlichem Wissen ein an mehreren Instituten angesiedeltes, und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördertes Projekt mit dem Titel „Volkskundliches Wissen und gesellschaftlicher Wissenstransfer. Zur Produktion kultureller Wissensformate im 20. Jahrhundert“ (vgl. <http://www.volkskundliches-wissen.de>, 30.07.2008).

Einen ähnlichen Stand der Forschung zeigt sich für den der Volkskunde nahestehenden Fachbereich der »Völkerkunde«/ausereuropäischen Ethnologie (vgl. Stocking 1995; Hildebrandt 2003; Petermann 2004).

ihrer Regelhaftigkeit und ihren Konstruktionen hinterfragt. Zweitens ermöglicht die Transparenz dieser kontingenten Sinnkonstruktion eine Öffnung der bisherigen Diskussionen um »Kultur« in den verschiedensten Disziplinen, indem auf einer anderen Ebene an diese bisherigen theoretischen und konzeptionellen Reflexionen angeknüpft werden kann und damit bisher ausgegrenzte Ansätze denkbar werden. Drittens erweitert der diskursanalytische Zugang das theoretische und methodische Instrumentarium der Volkskunde, die dem methodisch eingesetzten Konzept des Diskurses noch immer ziemlich zurückhaltend gegenübersteht.²³

Die Wahl des diskursanalytischen Zugangs bestimmt sich durch einen zweiten, wesentlichen Punkt: Die Subjektposition der Autorin, die sich mit der vorliegenden Untersuchung als Promovendin im Fach der »Volkskunde/Europäischen Ethnologie/Kulturwissenschaft« zu qualifizieren sucht, ist mehrfach risikobelastet. Einerseits trägt das Projekt Züge des fachlichen »Selbstmords«, wenn die disziplinäre Legitimierung als anerkannte Fachwissenschaftlerin mit einem Thema zur Autoritätsdekonstruktion des Faches angestrebt wird.²⁴ Zweitens bewegt sich das

23 Vgl. dazu die Kontroverse in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde zwischen Konrad Köstlin und Elisabeth und Olaf Bockhorn (vgl. Köstlin 1998; Bockhorn O. u. E. 1998). Ähnliche Kontroversen kennen auch andere Fächer, vgl. dazu die Zusammenfassung der Rezeption von Diskursanalyse in den Geschichtswissenschaften bei Sarasin (2001) oder auch Landwehr (2001);

24 Pierre Bourdieu schildert – trotz seiner unterschiedlichen hierarchischen Position innerhalb des Felds – ähnliche Probleme während seiner Forschungen im universitären Milieu: »Bereits die Einführung von Eigennamen genügt – aber wie sollte man darauf gänzlich verzichten können bei einem sozialen Universum, in dem es doch unter anderem wesentlich darum geht, »sich einen Namen zu machen« –, damit der Leser sich in seinem Hang bestärkt fühlt, das konstruierte Individuum, das als solches nur innerhalb des theoretischen Raums der Identitäts- und Differenzbeziehungen existiert, die zwischen der eindeutig definierten Menge seiner Eigenschaften einerseits und den einzelnen Mengen von Eigenschaften andererseits bestehen, die – nach denselben Prinzipien definiert – die anderen Individuen charakterisieren, auf den in seiner Ganzheit erfassten konkreten Einzelnen zu reduzieren.« (Bourdieu 1988: 32) bzw. »Wer »Gruppengeheimnisse ausplaudert«, wird bekanntlich von seiner Gruppe nicht sonderlich geliebt, vor allem vermutlich dann nicht, wenn die Übertretung oder der Verrat sich auf deren höchste Werte berufen kann. Dieselben, von denen die Objektivierung als »klarsichtig« oder »couragiert« hochgelobt wird, sofern sie sich auf fremde, gegnerische Gruppen richtet, reagieren instinktiv mit Misstrauen, wo es um die Bestimmungsgründe der spezifischen Klarsicht geht, die aufzudecken der Analytiker von seiner eigenen Gruppe fordert. Der Zauberlehrling, der das Risiko auf sich nimmt und sich für die Zauberei des eigenen Stammes und dessen Fetische interessiert, statt in

Projekt oft hart an der Grenze des (persönlichen) intellektuellen Overkills. Im ständigen Wechsel zwischen unterschiedlichen Fachpositionen und im Einbezug bisher unbekannter, großer theoretischer, methodischer und inhaltlicher Wissensbestände aus verschiedenen Fächern, gelangte die Autorin des öfteren an den Rand ihrer Möglichkeiten. Für beide Probleme allerdings bot die Wahl der Diskursanalyse und die »interdisziplinäre« Positionierung des Projekts ihre spezifischen Angebote zur Bearbeitung des Risikos. Die Möglichkeit eines Wechsels zwischen Nähe und Distanz beinhaltete eine große Produktivität: Die Nähe zum Untersuchungsfeld bot wesentliche, bereits bestehende Kenntnisressourcen über das untersuchte Fach, die den inhaltlichen Einstieg in das untersuchte Wissen und die Einordnung bestimmter Diskussionen erleichterten. Die Distanz der Fragestellung, die sich auf die Volkskunde als spezifische Wissensinstitution richtete, ermöglichte eine Neuperspektivierung des bisherigen Blicks auf die (eigene) Disziplin. In wechselnder Annäherung an das volkskundliche Wissen aus einer diskursanalytischen Blickrichtung und stetiger Distanzierung von der Volkskunde als diskursives Formationsfeld, das erst im Sprechen selbst den Sinn seines Wissens herstellt, entwickelte sich eine produktive analytische Verdichtung, die zur zunehmenden Sichtbarmachung der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Denk- und Argumentationsweisen führte.

Wesentlich zur Risikobearbeitung beigetragen hat – neben dem fruchtbaren Wechsel der Perspektiven – auch die konstante Ermöglichung dieses Blickwechsels durch das institutionelle und persönliche Betreuungsumfeld, in dem die Arbeit entstanden ist. Walter Leimgruber, der als Lehrstuhlinhaber am »Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie« der Universität Basel und als Hauptbetreuer die fachliche Nähe garantierte, qualifizierte sich durch seine Offenheit und Neugierde gegenüber fachlichen Grundlagenreflexionen und thematischen Erneuerungen als idealer Begleiter der Forschung. Sabine Maasen, die den Lehrstuhl für Wissenschaftsforschung/Wissenschaftssoziologie an derselben Universität innehat, stellte ihre inhaltlichen, theoretischen

fernen Tropen den beruhigenden Reizen einer exotischen Magie nachzugehen, muss darauf gefasst sein, dass die Gewalt, die er entfesselt, sich gegen ihn selber kehrt. [...] Hier geht es vielmehr allein darum, den der öffentlichen Verbreitung der »Stammesgeheimnisse« immanenten Widerspruch in Worte zu fassen, der lediglich deshalb so schmerzhaft ist, weil die – wie auch immer unvollständige – Veröffentlichung des Privatesten immer auch etwas von einem öffentlichen Bekenntnis an sich hat.« (ebd.: 36f) Vgl. auch Dressel/Langreiter, die ähnliche Erfahrungen während ihrer historisch-kulturwissenschaftlichen Forschung zur Biographie aktuell lebender und arbeitender WissenschaftlerInnen thematisiert haben (Dressel/Langreiter 2002).

und methodischen Ressourcen hinsichtlich der Erforschung eines fachwissenschaftlichen Felds, dem sie in produktiver Distanz gegenüber steht, intensiv zur Verfügung und ermöglichte so die konstante Entwicklung der Forschung in ihren unterschiedlichen Phasen und Fortschritten. Und last but not least ermöglichte das Kolloquium bzw. der persönliche Zusammenhang der verschiedenen, aus unterschiedlichen disziplinären Kontexten stammenden DoktorandInnen am Lehrstuhl für Wissenschaftsforschung in Basel den inhaltlichen, methodischen, theoretischen und persönlichen Austausch über das Projekt, ohne den dieses wohl nie zu einem konstruktiven Ergebnis und Ende gekommen wäre.

Der in dieser Weise profilierte Forschungszugang (und -prozess) entwirft seinen eigenen Erkenntnisgewinn in dem ihm eigenen multidisziplinären Untersuchungsdesign, das unterschiedliche Abgrenzungen und Ausweitungen beinhaltet. Als Abgrenzung gegenüber bisherigen fachhistorischen und -theoretischen Arbeiten versteht sich der diskursanalytische Ansatz, der keine Ideologiekritik intendiert, da er Wissen und Macht untrennbar miteinander verknüpft sieht. Es besteht aus diskursanalytischer Sicht keine »eigentliche« Realität, die kritisch mit den disziplinären Theorien zu dieser Realität verglichen und nach ihren inhärenten Ideologien hinterfragt werden könnte. Zweitens bezieht sich die Untersuchung nicht auf die vertikale Zeitachse und eine linear nachvollziehbare Fachentwicklung sondern auf den zeitgenössisch-horizontalen Kontext der disziplinären Sinnkonstruktion. Und drittens interessiert sich die Studie immer für die Subjektpositionen der beigezogenen FachautorInnen, die es ihnen erlaubt, legitime Aussagen zum volkswissenschaftlichen Diskurs beizusteuern. Damit stehen nicht die Persönlichkeiten und ihre wissenschaftlichen Leistungen im Zentrum, sondern deren diskursive Rolle und Praxis.

Im Sinne einer Erweiterung versteht sich das Projekt auch hinsichtlich der Wissenschaftsforschung, deren Interessens- und Untersuchungshorizont bisher stark auf Naturwissenschaft und Technik ausgerichtet ist. Die Blickrichtung und Fragestellungen der Wissenschaftsforschung auf das Feld der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften hin auszudehnen, soll ein Ziel der vorliegenden Studie sein, denn damit gerät ins Blickfeld des Erkenntnisinteresses, was Maasen und Winterhager als zentralen Punkt zukünftiger Forschung über Wissenschaft statuiert haben: »Ultimately, science should not be about epistemology but about doing research. Likewise, science studies should not be exhausted with epistemological questions but study science.« (Maasen/Winterhager 2001: 31)

»Gang der Arbeit«: Thesen

Anschließend an diese Forschungsskizze sollen im Folgenden – sozusagen als Wegmarken – die verschiedenen konkreten Arbeitsschritte sowie die dabei passierten »Meilensteine« vorgezeichnet werden.

Im Blick auf die historische Situiertheit der *einleitend* geschilderten Irritationen springt als kategorielle Rahmung sofort diejenige der »Moderne« ins Auge. Sowohl die Forschung als auch die westlichen Gesellschaften selbst qualifizieren ihre eigene Zeit – im Verlauf des 19. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts – als eine »moderne«. Was sich bei einem zweiten näheren Blick auf Begriff und Phänomen dahinter verbirgt, was damit bezeichnet, beschrieben, bewertet und gedeutet wird, ist demgegenüber sehr viel uneindeutiger. Als Charakteristik, die letztlich in allen Entwürfen enthalten ist, und die auch die Entwürfe als historische Phänomene selbst kennzeichnet, läßt sich die (stetige) strukturelle Differenzierung der Gesellschaften mit dem Resultat einer zunehmenden Komplexität und die damit einhergehende (ständige) Selbstthematisierung begreifen (vgl. Kneer/Nassehi/Schroer 2000). Wenn auch der Status des Wissens – und damit auch derjenige der Wissenschaft(en) – bisher ungeklärt bleibt, verbindet die Reflexion und Thematisierung dieser Frage doch das sich immer stärker durchsetzende Verständnis, dass die Gesellschaft – als organisierte Ordnung eines menschlichen Kollektivs – sich am Ende des 20. Jahrhunderts durch Wissen qualifiziert bzw. als »Wissengesellschaft« charakterisiert werden kann (vgl. Maasen/Winterhager 2001: 260; Weingart 2003; Stehr 2005). Die gesellschaftliche Dynamik, in der das Wissen hergestellt wird, und aus der das Wissen seine Qualität, seine Funktion, seine Autorität und Legitimität, seine Position – kurz: seinen Status – erhält, bestimmt sich grundsätzlich aus einer – institutionell verfestigten – Konkurrenz um die richtige Deutung der Gesellschaft: Die kompetitive Herstellung und Positionierung des Wissens, das vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Selbstdeutung und Selbstvergewisserung steht, qualifiziert sich konsequent als Politik des Wissens.

Auf dem Boden dieser *historisch-theoretischen Kontextualisierung*, die im vorhergehenden *ersten Kapitel* der Arbeit entworfen wurde, folgt im *zweiten Kapitel* der »Kultur«-Konstruktionen« der diskursanalytische Nachvollzug der konkreten volkscundlich disziplinären Wissens- und Identitätsarbeit. Anhand einer mikroperspektivischen Nabsicht auf drei sehr unterschiedliche Felder volkscundlicher Forschung wird herausgearbeitet, wie die FachvertreterInnen den Kulturbegriff in ihrer Forschungspraxis profilieren, positionieren und wissenschaftlich wie gesellschaftlich funktionalisieren. Der systematische Nachvollzug der

volkskundlichen Arten, den Kulturbegriff in ihren Forschungen einzusetzen, zeigt, dass sich die analytische Präsentation der komplexen Vernetztheit von verschiedensten menschlichen Lebensformen als Charakteristik volkskundlichen Wissens benennen lässt. Der Kulturbegriff spielt dabei die Schlüsselrolle, weil er die Relationen sichtbar macht, in die jeder Mensch – je historisch und gesellschaftlich spezifisch – eingebunden ist. Im volkskundlichen Konzept von »Kultur« steht der Mensch als Subjekt im analytischen Zentrum, zu dem dann die weiteren Ebenen in Beziehung gesetzt werden. So gerät die Beziehung eines Menschen zu sich selbst und zu anderen Menschen, die Beziehung zur Gesellschaft bzw. zum Staat und letztlich auch die Beziehung zur physischen Umwelt – egal ob als »Natur« oder als »Stadt« – in den Forschungsblick. Konsequenterweise entsteht aus jedem volkskundlichen Nachvollzug des subjektiv erlebten, aber immer in historische und gesellschaftliche Zusammenhänge eingebetteten Lebens das – kulturwissenschaftlich gezeichnete – Bild einer komplexen Wirklichkeit.

Diese fachliche Konzipierung des Kulturbegriffs hat einen entscheidenden Effekt: Der Gegenstand, den die VolkskundlerInnen in ihren Forschungen beschreiben, entwerfen und diskutieren, ist nicht – wie erwartet – die »Kultur« sondern die »Gesellschaft«. Entgegen der expliziten Positionierung von »Kultur« als »Perspektive und Objekt« des volkskundlichen Forschens, wie es immer wieder in den programmatischen Veröffentlichungen betont wird, zeigt die diskursanalytische Untersuchung, dass die »Gesellschaft« – nicht »Kultur« – den fokussierten Gegenstand des volkskundlichen Diskurses darstellt. Wesentlich an dieser diskursanalytisch erreichten Erkenntnis ist allerdings, dass die Herstellung des Forschungsgegenstandes »unbemerkt« (Nassehi 2006, 16) bleibt: Explizit unternimmt die Volkskunde die Erforschung unterschiedlicher Kulturen; implizit betreibt sie das Geschäft der gesellschaftlichen Gestaltung.

Zeichnet dieser erste Teil der »Kultur«-Konstruktionen« im Blick auf die »Wissensarbeit« die diskursive Gegenstandskonstruktion in ihrer inhaltlichen, spezifisch volkskundlichen Formierung nach, konzentriert sich der zweite Teil dieses Kapitels unter der Perspektive der »Identitätsarbeit« auf die diversifizierten strategischen Bemühungen der FachvertreterInnen, eine über das eigene Fach hinausreichende Evidenz und Wirkmächtigkeit ihres Redens herzustellen, die – am Stand der Dinge gemessen – bisher eine erfolgreiche disziplinär-institutionelle Existenzsicherung erreicht. Im analytischen Nachvollzug der Effekte volkskundlicher Diskurspraxis wird die inhaltliche und materielle Konstitution eines eigenen fachspezifischen Denkraums sichtbar: Alles volkskundlich Denkbare wird in diesem inhaltlich bestimmten und institutionell gesi-

cherten Rahmen geäußert; was innerhalb dieses Diskursraums nicht plausibel gemacht werden kann, macht volkskundlich keinen Sinn.

Der mikroanalytische Nachvollzug, wie er im Verlauf dieses – »doppelt« geführten – zweiten Kapitels der Arbeit am konkreten Material präsentiert wird, erhält im *dritten Kapitel* seine Einbindung in die historisch spezifische Situation der Universität als eine der immer noch wichtigsten Wissensinstitutionen (später) moderner Gesellschaften. Typisch für die Universität am Ende des 20. Jahrhunderts ist deren Wettbewerbsstruktur, die das universitäre Wissensfeld zu einem komplexen Ineinander aus unterschiedlichen Positionen, Beziehungen und Wissensbeständen macht. In diesem Feld muss jeder und jede, die sich über eine gewisse Zeit behaupten will, lernen, mit dieser Konkurrenz und Komplexität produktiv umzugehen. Im Besonderen die institutionalisierten Organisationseinheiten – das heißt vor allem die einzelnen Fächer – benötigen ein differenziertes Instrumentarium, um die Konkurrenz und das damit verbundene Risiko erfolgreich zu bearbeiten. Die Volkskunde antwortet auf diese Herausforderung mit einem differenzierten Management: In Form eines expliziten *Komplexitätsmanagements* führen die FachvertreterInnen immer wieder vor, welche Erkenntnispotentiale – wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Art – im volkskundlich verwendeten und reklamierten Kulturbegriff enthalten sind. Zweitens plausibilisiert das Fach seine Legitimität und konsequent seine gesellschaftliche Relevanz sowie Notwendigkeit mithilfe eines facheigenen *Kompetenzmanagements*, das deutlich macht, welche Fähigkeiten und Potentiale im kulturwissenschaftlichen Wissen für die gesellschaftliche (Neu-)Ordnung vorhanden sind. Und drittens erreicht die Disziplin ihre – bislang immer wieder – legitimierte institutionelle Existenz, die sie nur dank eines konstant wiederholten *Differenzmanagements* sichern kann.

Im Sinne der diskurstheoretischen Entbettung des Kulturbegriffs aus seiner bisherigen fachlichen Selbstverständlichkeit werden im *vierten Kapitel* der Arbeit die vorangehenden Ergebnisse noch einmal aufgegriffen und in der theoretischen Abstraktion von »Kultur« als *Relationierungsformel* diskursanalytisch neu konturiert.

In der Gestalt einer »Formel«, die der pointierten Darstellung eines komplexen Zusammenhangs bzw. Sachverhalts dient, bringt der volkskundlich verwendete Kulturbegriff die Vieldimensionalität der zeitgenössischen Wirklichkeit auf einen theoretischen Punkt. Die Konzipierung als »Formel« ermöglicht es dabei, die unterschiedlichen Ebenen der inhaltlichen Wissensarbeit, des strategischen Identitätsmanagements und der normativ intendierten Gesellschaftspolitik in deren gegenseitigen Abhängigkeiten und Verbindungen zu systematisieren. Indem die Relationierung – das heißt, das in eine gegenseitige Verbindung Setzen vieler

sehr unterschiedlicher Aspekte – zum Kern der Formel bestimmt wird, werden die verschiedenartigen Bereiche der Produktion von Inhalten, der institutionellen Selbstdarstellung und der gesellschaftlichen Orientierung bzw. Neumodellierung als miteinander vernetzte Felder zu einem einzigen Komplex des »kulturwissenschaftlichen Wissens« verschmolzen.

Im letzten und *fünften Kapitel* der Arbeit schließlich bilden die erarbeiteten Erkenntnisse aus den vorangegangenen Analysen den Boden für die zusammenfassende Beantwortung der Frage, welchen Status volkskundlich-kulturwissenschaftliches Wissen in der späten Moderne einnimmt bzw. für sich beansprucht. Über die detaillierte Perspektive auf das Fach, sein Wissen, seine managerialen Strategien und seine politischen Intentionen hinausgehend wird die *Volkskunde* unter dem beschriebenen Blickwinkel letztendlich erkennbar als ein *Fall-Beispiel* für die späte moderne Gesellschaftssituation. Die Herstellung von kulturwissenschaftlichem Wissen und auch das Wissen selbst stehen im Zusammenhang der modernen gesellschaftlichen Verfassung, die sich in grundsätzlicher Konkurrenz über ihre eigene Ordnung informiert, verständigt und vergewissert. Das als »kulturwissenschaftliches« qualifizierte Wissen wird dabei sowohl zum Brennpunkt wie auch zum Instrument der gesellschaftlichen Selbstverortungsversuche.

Als zentrales Resultat der ganzen Arbeit läßt sich für den größeren soziohistorischen Kontext die These formulieren, dass die Disziplin sowohl als *Fall für* ihre Zeit wie auch als *Beispiel in* ihrer Zeit steht. Das heißt, der mikroanalytische Nachvollzug des volkskundlichen Diskursfelds zeigt, dass im Sprechen über »Kultur« wesentlich mehr enthalten ist als (nur) eine fachinterne Spezialdiskussion: Über die Naht auf das Fach hinausgehend wird die Volkskunde erkennbar als ein *Fall für die spätmoderne Produktion und Positionierung von kulturwissenschaftlichem Wissen*, das auf den Zweck einer emanzipativen Veränderung der gegenwärtigen Gesellschaft ausgerichtet ist. Gleichzeitig manifestiert die Volkskunde ein *Beispiel für die unterschiedlichen disziplinären Managementformen*, die den zeitgenössischen Universitätsfächern abverlangt werden, wenn sie ihre institutionelle Existenz weiterhin erfolgreich sichern wollen.

Als *Fazit und Ausblick* läßt sich anschließend an diese Ergebnisse der gewählte Zugang der Diskursanalyse rekapitulierend als doppeltes Unternehmen qualifizieren: Zum einen folgt sie der Intention, eine *retrospektive Re-Konstruktion* des untersuchten Diskursfeldes zu erreichen. Im Zentrum steht dabei die Darstellung und Interpretation der diskursiven Ordnung, wie sie die spezifische Praxis zu sprechen, zu argu-

mentieren und sich in gesellschaftliche wie wissenschaftliche Diskussionen einzumischen, hervorbringt.

Zum anderen beabsichtigt das diskursanalytische Vorgehen aber auch eine *prospektive Konstruktion* des Felds: Im Sinne von Foucaults »kritischem Projekt« (vgl. Caruso 1987; Dreyfus/Rabinow 1994) macht die diskursanalytische Rekonstruktion das ideelle, ideologische und institutionelle Fundament erkennbar, auf dem für die Zukunft – im kritischen Bezug auf das Eine, Aktuelle – Anderes, Neues gedacht und entworfen werden kann. Dies meint einerseits die im Sinn eines Ausblicks angeregte Diskussion, inwiefern der Kulturbegriff weiterhin seine wissenschaftliche Relevanz und Aussagekraft beanspruchen kann. Anhand der Zuspitzung des Begriffs zur kulturwissenschaftlichen »Matrix«, die gleichzeitig eine drastische Reduktion von »Kultur« auf deren analytisch-reflexive Potenz beinhaltet, soll argumentiert werden, welche bisher nebeneinander geführten aktuellen Diskussionen – um gesellschaftliche und individuelle Identitätskonstruktion, Wissenschafts- und Gesellschaftspolitik sowie um die theoretische Konzeption von »Kultur« und von »Gesellschaft« – in einen gemeinsamen, produktiven, analytisch handhabbaren, reflexiv orientierten Zusammenhang gebracht werden könn(t)en. Andererseits bedeutet Foucaults kritisches Projekt auch, das in und mithilfe der Diskursanalyse sichtbar Gemachte als Zumutung zu reformulieren sowie konsequent zu hinterfragen. Unter diesem Blickwinkel stellt sich dann die marktorientierte Wettbewerbsstruktur zeitgenössischer Wissenserstellung nicht mehr unbedingt als beste Form und produktivster Kontext für Wissenschaft dar. Es ließe sich dann – verstärkt – darüber diskutieren, ob und welche anderen Arten, Gesellschaft zu denken und zu reflektieren, der Aufgabe sozialer Selbstbeschreibung, -regulierung und -deutung angemessener sein könnten.